

Im Herzen der Finsternis

Victor Klemperer
als Chronist der NS-Zeit

Herausgegeben von Hannes Heer

Aufbau-Verlag

Inhalt

<i>Hannes Heer</i> Editorial	7
<i>Heide Gerstenberger</i> »Meine Prinzipien über das Deutschtum und die verschiedenen Nationalitäten sind ins Wackeln gekommen wie die Zähne eines alten Mannes«. Victor Klemperer in seinem Verhältnis zu Deutschland und zu den Deutschen . . .	10
<i>Yvonne Rieker</i> »Sich alles assimilieren können und doch seine Eigenart bewahren«. Victor Klemperers Identitätskonstruktion und die deutsch-jüdische Geschichte	21
<i>Michael Nerlich</i> Victor Klemperer Romanist oder Warum soll nicht mal ein Wunder geschehen?	35
<i>Michael Wildt</i> Angst, Hoffen, Warten, Verzweifeln. Victor Klemperer und die Verfolgung der deutschen Juden 1933 bis 1941	49
<i>Heike Liebisch</i> »Ein Tier ist nicht rechtloser und gehetzter.« Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Dresdens 1933 bis 1937	73
<i>Nora Goldenbogen</i> »Man wird keinen von ihnen wiedersehen«. Die Vernichtung der Dresdener Juden 1938–1945.	92
<i>Susanne zur Nieden</i> Aus dem vergessenen Alltag der Tyrannei. Die Aufzeichnungen Victor Klemperers im Vergleich zur zeitgenössischen Tagebuchliteratur	110
<i>Hannes Heer</i> Vox populi. Zur Mentalität der Volksgemeinschaft	122

ISBN 3-351-02456-8

2. Auflage 1997

© Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 1997
Einbandgestaltung Torsten Lemme

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

<i>Bernd Greiner</i> »Zwiespätiger denn je.« Victor Klemperers Tagebücher im Jahr 1945	144
<i>Wolfgang Kraushaar</i> Karriere eines Boxers. Johannes Clemens: Vom Dresdner Gestapo-Schläger zum Doppelagenten des KGB im BND	152
<i>Jan Philipp Reemtsma</i> »Buchenwald wird von anderen ge- schildert werden; ich will mich an meine Erlebnisse halten.« Stenogramme aus der Vorhölle	170
Anmerkungen	194
Lebensdaten Victor Klemperers	215
Die Autoren	218

Hannes Heer

Editorial

Victor Klemperers Tagebücher haben schon jetzt die Sicht auf den Nationalsozialismus verändert: erstmals wird der gesamte Zeitraum des Schreckens mit dem Blick des Opfers vermessen. Was dieser sieht und wiedergibt – den Alltag der Tyrannei –, hat die Genauigkeit eines Alptraums. Der vorliegende Band versucht, die Einzigartigkeit dieses Blicks zu zeigen und den Wert dessen abzuschätzen, was er fixiert hat.

Klemperer hat das Problem der fragilen Identität eines Juden in Deutschland durch eine eindeutige Entscheidung zu lösen versucht, indem er sozial und gesellschaftlich ganz ins Deutschland herübergekommen ist. Er wollte sich als »Deutscher schlechthin« begreifen (Heide Gerstenberger). Seine jüdische Identität hat er damit nicht geleugnet. Aber sie war ihm Geschichte – geglickter Aufstieg aus den Ghettos in die Zentren abendländischer Kultur. Diesen Weg unter dem Diktat der Nazis zurückzugehen, sich ein »jüdisches Bewußtsein« aufoktrojieren zu lassen, hat er sich auch unter den schlimmsten Schlägen geweigert (Yvonne Riecker). Sie führten aber dazu, daß die Schlacken seines patriotisch überdehnten Begriffs vom Deutschland abfielen. Was blieb, war das Ideal eines Weltbürgers mit den deutschen Namen Gothold Ephraim Lessing. Er beschreibt ein Territorium, das Klemperer zeit-
lebens als sein ureigenes betrachtet hat – die Aufklärung. Als Wissenschaftler hat er früh Stellung bezogen gegen die völkisch-romantische Feinderklärung seines Faches. Auch als ihn die Nazimachtaber längst geächtet und gezeichnet hatten, blieb ihm dies Auftrag und Sinn – eine neue Romanistik zu begründen und das Versprechen des 18. Jahrhunderts einzulösen – den Kampf führen »gegen das Vorurteil« (Michael Nerlich).

Darauf bestanden zu haben, auch als stigmatisiertes Opfer, das macht die Leistung dieses Intellektuellen aus. Vor seinen Augen, in Dresden, vollzog sich der unentinnbare Prozeß von Ausgrenzung und Isolation, Entrechtung und Enteignung. Der soziale Tod kam näher mit Boykotts und Straßenpogromen, mit Verordnungen und Sonderregeln. Er

bliebenen Romanisten, wenn sie nicht gar engagiert mitmachten, sich weitgehend gleichschalten ließen, so unberührt machten sie nach 1945 im westlichen Teil des Landes weiter. Der ermordeten jüdischen Kollegen wurde nicht gedacht. Die vertriebenen wurden nicht zurückgeholt, auch wenn sie Leo Spitzer oder Erich Auerbach hießen. Und der Kalte Krieg, der Deutschland teilen sollte, bewirkte, daß die Aufklärungsforschung, die mit Victor Klemperer und Werner Krauss zwei große Vertreter im östlichen Teil Deutschlands hatte, diskreditiert, ja bisweilen sogar diffamiert wurde gemäß der unheilvollen deutschen Tradition: Das war keine Zeit für Rückbesinnung auf das liberale Erbe des 19. Jahrhunderts, auf das Junge Deutschland, auf das Hettner-Projekt und die Neubegründung der Romanistik, die es unterließ, die von Klemperer 1933–1934 begonnene Bilanzierung ihrer Verirrungen weiterzuschreiben und ihr Verhältnis zu Frankreich im aufklärerischen Sinne zu regeln. Klemperers *Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert*, die wunderbarerweise doch noch erscheinen sollte – bezeichneterweise in einem Land, das heute nicht mehr existiert²³ –, blieb ohne das nationale Echo, das sie hätte finden müssen und für das sie geschrieben war. Der historische Kontext, das historische Bewußsein waren abhanden gekommen. Mit Klemperer konnte man nichts Rechtes mehr anfangen: man diskreditierte ihn im Westen und vergaß ihn im Osten. Das gigantische Tagebuch aber, das er der deutschen Nation hinterlassen hat, wird uns zwingen, das verlorene Bewußtsein wieder aufzuarbeiten. Wir beginnen jetzt, dank des Tagebuchs, den geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Ort zu erkennen, den Klemperer – der erste große romanistische Aufklärungsforscher – eingenommen hatte oder hätte einnehmen müssen. Dies ist der Ort, von dem wir Deutsche über uns selbst neu nachzudenken haben werden und damit auch über unser Verhältnis zu Frankreich in Geschichte und Gegenwart. Die Zukunft hängt davon ab.

Überarbeitete Version eines Vortrags, den der Autor am 27. Oktober 1996 aus Anlaß der 150-Jahr-Feier der Germanistik in Frankfurt gehalten hat. Die Daten vor den Klemperer-Zitaten beziehen sich auf *Lebenssammlen, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1932 und Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*.

Michael Wildt

Angst, Hoffen, Warten, Verzweifeln

Victor Klemperer und die Verfolgung der deutschen Juden
1933 bis 1941

Kaum eine andere Zwangsmaßnahme der Nationalsozialisten hat Victor Klemperer so zugesetzt wie die Einführung des »Judensterns« im Herbst 1941. Am 8. September notierte er: »Heute morgen brachte Frau Kreidl (die Witwe) aufgelöst und blaß die Nachricht, im Reichsverordnungsblatt stehe die Einführung der gelben Judenbinde. Das bedeutet für uns Umwälzung und Katastrophe. Eva hofft noch immer, die Maßregel werde gestoppt werden, und so will ich noch nichts weiter darüber schreiben«, und fuhr eine Woche später fort: »Die Judenbinde, als Davidsstern wahr geworden, tritt am 19. 9. in Kraft. Dazu das Verbot, das Weichbild der Stadt zu verlassen, Frau Kreidl sen. war in Tränen, Frau Vob hatte Herzanfall. Friedheim sagte, dies sei der bisher schlimmste Schlag, schlimmer als die Vermögensabgabe. Ich selber fühle mich zerschlagen, finde keine Fassung. [...] Gestern, als Eva den Judenstern annähte, tobstüchtiger Verzweiflungsanfall bei mir.«¹ Gerade für Klemperer, der sich als protestantischer Deutscher fühle und von den Nationalsozialisten zum Juden gemacht worden war, bedeutete der Stern die unentrichtbare Kennzeichnung, ein »anderer« zu sein, sichtbar ausgeschlossen, für vogelfrei erklärt, der Willkür und Mißachtung schutzlos ausgeliefert.

Der Plan, die deutschen Juden zu brandmarken, war bereits 1938 innerhalb des sogenannten Judenreferats des Sicherheitsdienstes der SS (SD) entworfen worden, damals aber noch von Hitler abgelehnt worden.² Nur ein Jahr später, im November 1939, zwangen die deutschen Besatzungsbehörden die polnischen Juden im sogenannten Generalgouvernement, den gelben Stern zu tragen,³ und nun sollten auch die deutschen Juden öffentlich stigmatisiert werden. Die Polizeiverordnung vom 1. 9. 1941 legte detailgenau fest: »Der Judenstern besteht aus einem handtellergroßen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbe Stoff mit der schwarzen Aufschrift ›Jude‹. Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest aufgenäht zu tragen.«⁴

Klemperer wagte sich fast nur noch bei Dunkelheit aus dem Haus, der Gang zum Kaufmann tagüber kostete ihn »furchtbare Überwindung«. Zwei jüdische Nachbarn verließen seitdem das Haus für Monate nicht mehr. Der tiefe Einschnitt, den die öffentliche Kennzeichnung durch den gelben Stern für die jüdische Bevölkerung bedeutete, zieht die gewohnte Perspektive in Zweifel, von Auschwitz ausgehend die Verfolgung der deutschen Juden vor dem Krieg als geradlinige und zielgerichtete antisemitische Politik des NS-Regimes zu betrachten. So naheliegend es scheint, in Kenntnis der Vernichtungslager die Geschichte davor als deren Vorgeschichte zu begreifen, so wenig vernag eine solche Teleologie des Schreckens den Eifer der Täter zu erklären, die wiederkehrende Unschlüssigkeit, die Rivalität unterschiedlicher NS-Institutionen um die »Lösung der Judenfrage« und die Schübe an Radikalität, mit denen die Nationalsozialisten die selbst geschaffenen Hindernisse zu überwinden trachteten.

Erst recht gab es für die Opfer keine Zwangsläufigkeit antisemitischer Politik von den Boykottaktionen im April 1933 zu den Vernichtungslagern im Osten. Die deutschen Juden bildeten keineswegs die homogene, soziale Gruppe, als die sie in den Köpfen ihrer Verfolger existierte, sondern lebten in unterschiedlichen beruflichen und sozialen Kontexten. Die Maßnahmen des NS-Regimes traf nicht alle in gleicher Weise zur selben Zeit. Victor Klemperer blieb noch Hochschullehrer, als jüdische Staatsanwälte und Richter längst entlassen worden waren. Während er nach seiner Entlassung weiterhin eine kärgliche Pension bezog, mußten zahlreiche ehemalige jüdische Kaufleute sich als Hausierer oder Gelegenheitsarbeiter über Wasser halten. Im vor allem, der sich als Deutscher fühlte, traf die Kennzeichnung, die ihn in aller Öffentlichkeit als »Jude« bloßstellte.

In Victor Klemperers Tagebüchern sind daher nicht jene annähernd 2 000 antisemitischen Gesetze, Verfügungen, Erlasse und Anordnungen wiederzufinden, die eine umfassende Dokumentation des »Sonderrechts gegen die Juden« auführt.⁵ Er behält den Blickwinkel eines Romanistikprofessors bei, eines Gelehrten, der sich schreibend die Welt angeignen. Klemperers Tagebuch ist kein Compendium der staatlichen Willkür, aber es birgt eine andere, ebenso wertvolle Perspektive. Seine Beobachtungen erschließen die »Innenseite« der Verfolgung, das Erleben und die Erfahrung der Diskriminierung, der steten Einschränkung des Bewegungsraums, der Enteignung und Demütigung. Sie vermitteln das ungläubige Staunen, das zunehmend zum Schrecken wird,

über die Entgrenzung einer scheinbar gefestigten Kultur. Insofern halten uns seine Aufzeichnungen einen Spiegel vor, in den zu blicken Überwindung kostet, da die Gestalt, die wir sehen, nicht unbedingt diejenige sein muß, die wir erwartet haben.

»Vereinsamung«

So sehr die Nationalsozialisten und ihre Anhänger 1933 davon überzeugt waren, nach ihrem Sieg müsse es nun »gegen die Juden« gehen, so wenig besaßen sie ein Konzept für ihre Absicht, eine halbe Million Menschen aus der deutschen Gesellschaft zu »entfernen«, wie es Hitler 1919 formuliert hatte.⁶ Zwar forderte das NSDAP-Programm von 1920, daß Juden keine deutschen Staatsbürger sein könnten, unter Fremdengesetzgebung zu stellen seien und sämtliche nach 1914 eingewanderten Nicht-Deutschen sofort zum Verlassen des Reichs gezwungen werden sollten – Forderungen, die sich in erster Linie gegen die sogenannten »Ostjuden« richteten; zwar herrschte unter Nationalsozialisten ein allgemeiner Konsens, daß die angebliche wirtschaftliche Dominanz der Juden gebrochen werden müsse, aber über eine konsistente Strategie, wie der behauptete bedrohliche Einfluß der Juden auf die deutsche Gesellschaft zurückgedrängt werden sollte, verfügten die Nationalsozialisten nicht.⁷

Die erste große antisemitische Aktion, der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933, offenbarte sogleich die Widersprüche. Mit dem Boykott gedachten die »Stürmer« in der NSDAP, den Juden einen entscheidenden Schlag zu versetzen. Aber die Reaktion im westlichen Ausland war verheerend, internationale jüdische Organisationen riefen nun ihrerseits zum Boykott deutscher Waren auf, und selbst im Inland bekundeten Beschäftigte der bedrohten Firmen öffentlich Solidarität mit den jüdischen Inhabern, da der Boykott ebenso die »arischen« Arbeitsplätze bedrohte. Der Furore jedoch, mit dem die SA-Banden auf Menschenjagd gingen, ließ keinen Zweifel aufkommen, wie ernst es die Nationalsozialisten mit ihrem Judenhaß meinten. So berichtete Victor Klemperer unter dem 10. 4. 1933, daß der Vetter eines Dresdner Hochschulkollegen, Arzt in Berlin, aus der Sprechstunde geholt, schwer mißhandelt worden und im Krankenhaus an seinen Verletzungen gestorben sei.⁸ Anfang März kam es auf dem Kurfürstendamm in Berlin zu blutigen Ausschreitungen; aus Breslau, Wiesbaden, Königsberg,

Kiel, Chemnitz wurden ähnliche Hatzjagden und Mißhandlungen von Juden gemeldet.⁹

Für Klemperer riefen die Boykottaktionen Parallelen zu den Pogromen im »tiefsten Mittelalter oder im innersten zaristischen Rußland« wach: »Ich habe mich wahrhaftig immer als Deutscher gefühlt. Und ich habe mir immer eingebildet: 20. Jahrhundert und Mitteleuropa sei etwas anderes als 14. Jahrhundert und Rumänien. Irrtum.«¹⁰ Mit Schrecken registrierte er, wie dünn der kulturelle Firnis in Wirklichkeit war; auch wenn er wie in diesen Tagen aufbrach und aus den Rissen gleichsam die Höllengestalten des Hieronymus Bosch sprangen, mochte Klemperer nicht vom Glauben lassen, daß nicht alle Deutschen sich im Jäger verwandelt hätten.

Im ersten Schrecken verließen rund 37 000 deutsche Juden 1933 das Land, darunter auch Kollegen und Freunde Klemperers wie der Physiker Harry Dember, der in die Türkei emigrierte, oder der Rechtsanwalt Julius Sebba, der mit seiner Familie nach Palästina ausreiste. Ebenfalls emigrierte Victor Klemperers Bruder Georg, Arzt an einem Berliner Krankenhaus und anerkannter Wissenschaftler; in die USA, nachdem er Anfang Mai von all seinen Ämtern »entpflichtet« worden war. Klemperer selbst mochte nicht an Auswanderung denken. Seine Gewißheit, Deutscher zu sein und bleiben zu wollen, nahm die Gestalt eines trotzigen Beharrens an, das ihn zuweilen sogar in einen gehässigen Antizionismus trieb. »Mir sind die Zionisten, die an den jüdischen Staat von anno 70 p. C. (Zerstörung Jerusalems durch Titus) anknipfen«, schrieb er im Juni 1934, »genauso ekelhaft wie die Nazis.«¹¹ Und gegenüber seinem Hochschulkollegen Walter Blumenfeld bezeichnete er den Zionismus als »Verrat und Hitlerei«.¹²

Victor Klemperer wollte in Deutschland bleiben, darauf hoffend, daß deutsche Kultur der Nazibarbarei genügend Widerstände entgegensetzen würde. Fast hatte es sogar den Anschein, als sei die nationalsozialistische Regierung nach der Eruption der Gewalt darum bemüht, ihre antisemitische Politik gewissermaßen auf dem Verordnungsweg zu führen und zugleich auf ihre deutschnationalen Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen. Das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. 4. 1933, das neben weiteren antisemitischen Gesetzen im April die Entlassung »nichtarischer« Beamter vorsah, nahm Personen aus, die vor dem Ersten Weltkrieg bereits Beamte gewesen waren oder im Krieg als Soldat an der Front gedient hatten. Während Klemperer der Entlassung seiner Kollegen Dember, Kafka, Hollmack, Geh-

rig, Wilbrandt und anderer zusehen mußte, bedeutete diese Klausel für ihn einen Aufschub: »Die entscheidliche Stimmung des »Hurra, ich lebe«. Das neue Beamten->Gesetz« läßt mich als Frontkämpfer im Amt.«¹³

Aber das Rektorat legte ihm per Rundschreiben nahe, sämtliche Ämter in den Kommissionen niederzulegen und nicht mehr zu prüfen. Wenige Monate später, im Januar 1934, wurde er endgültig aus der Prüfungskommission entlassen. Und er bekam zu spüren, was Hannah Arendt als den »leeren Raum« bezeichnet hat, der 1933 plötzlich um sie entstanden ist.¹⁴ Die Zahl der Studenten nahm ständig ab. Im Mai las er Altfranzösisch vor sechs, Kulturkunde vor 20 Studenten; in seinem Seminar saßen zehn. Ein Jahr später besuchte niemand mehr seine Vorlesung. Die Verlage lehnten seine Manuskripte ab, weil sie »reint rückwärtsgewandt« seien und die »völkischen Gesichtspunkte« außer acht ließen.¹⁵ Die Bekannten wandten sich ab, Freunde wie die Dembers und Sebbas verließen Deutschland. Am 31. Dezember zog er als Restimee: »Ereignisse des Jahres: das politische Unglück seit dem 30. Januar, das uns persönlich immer härter in Mitleidenschaft zog. Evas sehr schlechter Gesundheits- und Gemütszustand. Der verzweifelte Kampf um das Haus. Der Fortfall aller Publikationsmöglichkeiten. Die Vereinsamung.«¹⁶

»Denkt man immerfort an den nächsten Einschlag,
so wird man verrückt«

Der Bau eines Hauses in Dölzschchen war nicht nur die Erfüllung des lang gehegten Wunsches von Eva Klemperer. Im Grunde bedeutete das Haus auch ein demonstratives Bekenntnis zum Dableiben, vielleicht vor allem den Versuch, in den Wirren einen Halt zu finden, einen Zufluchtsort, der es einem erlaube, die Hitlerzeit zu überstehen. 1934 war für Eva und Victor Klemperer zweifellos das Jahr des Hauses.

Immer wieder drückte die Geldnot, stieg zugleich die Erwartung, daß das Regime binnen kurzem zusammenbreche: »Überall Unsicherheit, Gärung, Geheimnis. Man wartet von Tag zu Tag.«¹⁷ Und dann schienen sich im Juli alle Knoten zu lösen. Die Ermordung der SA-Spitze bedeutete den Machtkampf in der Führung des Regimes, Klemperer gewann einen schwierigen Prozeß gegen einen Verleger, und eine nahe Bekannte ließ den Klemperers 12 000 RM. »Baugeld, Röhmröhre, Hueberprozeß – es ist mir, als wende sich mein Leben wieder zum

Besseren«, notierte Klemperer am 14. Juli: »Und ich glaube, ich werde wieder arbeiten können. Sobald die Tagebuchnotizen nachgeholt sind, also morgen, an den Voltaire!«¹⁸ Am 1. Oktober zog das Ehepaar in ihr neu gebautes Haus in Dölzsch.

Der Nationalsozialismus rückte in die Ferne nach Berlin, wo die Reichswehr unmittelbar nach dem Tod Hindenburgs im August den Fahneneid auf Adolf Hitler schwor, statt den Diktator zu stützen. Die enttäuschte Hoffnung auf das deutsche Militär drückte sich in verächtlichem Sarkasmus aus: »Eva sagt: Und solch einer Sklavenhande gehört man an.« Abends, als ein Autoreifen kracht, wegwerfend: »Es ist kein Schuß.«¹⁹ Nur einmal taucht in dieser Zeit im Tagebuch der Terror, die tödliche Gewalt des Regimes auf. Am 14. Juli schrieb er: »In meiner Bohemajugend spielte der Name Erich Mühsam eine gewisse Rolle. Ob ich ihn selbst gesehen und gesprochen habe oder nur aus den vielen Erzählungen Evas und Erich Meyerhofs, dazu aus dem »Simplissimus« kenne, weiß ich nicht. Er war ein harmloser Schwabinger Narr und gutnütziger Mensch. [...] Jetzt steht im »Freiheitskampf« – wird mir zu Werbezwecken seit etlichen Tagen zugeschickt –: »Der Jude Erich Mühsam hat sich in der Schutzhaft erhängt.«²⁰

So sehr das Jahr 1934 als ein Jahr der Machtkonsolidierung erschienen sein mag, in dem Hitler in Verbund mit Wehrmacht und der SS als Mordwerkzeug die revolutionären Ambitionen der SA blutig ersticke und zugleich etliche konservative Widersacher töten ließ, so wenig brachte es die vom Bürgertum erhoffte »Pazifizierung« der Diktatur. Statt dessen hatten sich die Nationalsozialisten die Machtbasis geschaffen, von der aus sie ihre beiden genuinen Ziele in Angriff nehmen konnten: Krieg und rassenbiologisch-völkische Neuordnung. Die SS, deren »Reichsführer« Heinrich Himmler im Frühjahr 1934 die politische Polizei im Reich übernommen hatte, ging aus den Röhmmorden gestärkt hervor. Mit der Gestapo fiel auch die Führung der Konzentrationslager an die SS, die damit zum entscheidenden Initiator und Instrument des Terrors in Deutschland wurde.

Im Mai 1934 forderte das SD-Judenreferat in einem Memorandum für Reinhard Heydrich: »Das Ziel der Judenpolitik muß die restlose Auswanderung sein. [...] Den Juden sind die Lebensmöglichkeiten – nicht nur wirtschaftlich genommen – einzuschränken. Deutschland muß ihnen ein Land ohne Zukunft sein, in der wohl die alte Generation in ihren Restpositionen sterben, nicht aber die junge leben kann, so daß der Anreiz zur Auswanderung dauernd wach bleibt. Abzulehnen sind

die Mittel des Radau-Antisemitismus. Gegen Ratten kämpft man nicht mit dem Revolver, sondern mit Gift und Gas.«²¹ Selbstverständlich antizipierte dieser Satz nicht die spätere Ermordung der Juden durch Gas, aber die Gleichsetzung der Juden mit Ungeziefer, die mit Kammerjägermethoden bekämpft werden müßten – ein Vergleich, der sich in Hitlers »Mein Kampf« vielfach findet²² –, offenbart, wie sehr die Juden in der Vorstellung des SD bereits entmenschlicht waren, ihre »Ausrottung« keine metaphorische Forderung bleiben mußte. Hinter dem Paravent eines sich moderat gebenden Regimes formierten sich diejenigen Kräfte, die ihre radikalen Ziele fest im Blick hatten.

Im Jahr 1935 begann sich der Unmut der Parteibasis über den »schleppenden Gang« der Judenverfolgung, heftig geschürt vom »Stürmer«, in lokalen Gewalttätigkeiten Luft zu machen. In Stettin behinderten SA und HJ den Verkauf in jüdischen Geschäften, im bayerischen Fischach nahe Augsburg beklebten SA-Leute die Synagoge mit antisemitischen Plakaten und mißhandelten den Vorsteher. In Bad Tölz wurden jüdische Urlauber vertrieben, im westfälischen Gemen überfielen österreichische Nationalsozialisten im Mai eine Synagoge während des Gottesdienstes und bewarfen die Gläubigen mit Steinen. In Berlin kam es im Sommer 1935 zu pogromartigen Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfte.²³

Klemperer notierte antisemitische Gewalttätigkeiten und zunehmende Pogromstimmung auch in Dresden: »Die Judenhetze ist so maßlos geworden, weit schlimmer als beim ersten Boykott, Pogromanfänge gibt es da und dort, und wir rechnen damit, hier nächstens toteschlagen zu werden. Nicht durch Nachbarn, aber durch nettoyeurs [Säuberer, Reiniger, mw], die man da und dort als »Volksseele« einsetzt. An den Straßenbahnschildern der Prager Straße: »Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter«, in den Schaufenstern der kleinen Läden in Plauen Ansprüche und Verse aus allen Zeiten, Federn und Zusammenhängen (Maria Theresia, Goethe! etc.) voller Beschimpfungen, dazu: »Wir wollen keine Juden schauen / in unsrer schönen Vorstadt Plauen«, überall der »Stürmer« mit den gräßlichsten Rasseschändergeschichten, wilde Goebbelrede – an verschiedensten Stellen offene Gewalttaten.«²⁴

Auf einer Besprechung im Reichswirtschaftsministerium am 20. August 1935 benutzte Heydrich die Ausschreitungen als Legitimation für schärferes Vorgehen gegen die deutschen Juden und forderte konkret ein Verbot sogenannter »Mischehen«, die strafrechtliche Ahndung von »Rassenschande«, ein Ausnahmerecht für Juden und die Beschränkung

der Freizügigkeit, insbesondere ein Zuzugsverbot für Großstädte.²⁵ Vier Wochen vor Verkündung der Rassegesetze zeigt das Protokoll dieser Besprechung den breiten inhaltlichen Konsens, der bereits vor dem Nürnberger Parteitag zwischen Ministerialbürokratie, NSDAP, Gestapo und SD über die zukünftigen gesetzlichen Regelungen herrschte. Das »Reichsbürgergesetz« wie das »Blutschutzgesetz«, vor allem jedoch die nachfolgenden Durchführungsverordnungen, erfüllten zu einem Gutteil die Forderungen, die im Reichswirtschaftsministerium erhoben worden waren.

Klemperer notierte am 17. September: »Während ich gestern schrieb, hatte der Reichstag in Nürnberg schon die Gesetze für das deutsche Blut und die deutsche Ehre angenommen: Zuchthaus auf Ehe und außerehelichen Verkehr zwischen Juden und Deutschen, Verbot deutscher Dienstmädchen unter 45 Jahren, Erlaubnis, die jüdische Flagge zu zeigen, Entziehung des Bürgerrechts. Und mit welcher Begründung und welchen Drohungen! Der Ekel macht einen krank.«²⁶ Wieder stürzten ihn die Nationalsozialisten in den zerreißenden Konflikt, was er denn sei. »Wohn gehöre ich? Zum jüdischen Volk«, dekretiert Hitler. Und *ich* empfinde das von Isakowitz' anerkannte jüdische Volk als Komödie und bin nichts als Deutscher oder deutscher Europäer.«²⁷ Das zentrale Ereignis 1935 bestand für Victor Klemperer nicht in den Nürnberger Rassegesetzen als vielmehr in seiner seit langem befürchteten Entlassung. In der Hochschule war er bereits isoliert; sein Kolleg hielt er im Januar 1935 vor drei Studenten, das Seminar vor einem, und seiner Vorlesung über Dante hörten nur noch zwei zu. Am 30. April erhielt Victor Klemperer kommentarlos seine Entlassungsurkunde: Aufgrund § 6 des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums«, unterschrieben vom Gauleiter und Reichsstatthalter Martin Mutschmann. Dieser Paragraph sah vor, daß »zur Vereinfachung der Verwaltung« Beamte in den Ruhestand versetzt werden können, »auch wenn sie noch nicht dienstunfähig sind.«²⁸ Offiziell war Klemperer damit nicht wegen seiner jüdischen Abstammung entlassen, was ihm womöglich die Zahlung einer Pension bis zum Ende des Krieges einbrachte. Gleich am nächsten Tag schrieb er Bittbriefe an die »Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland« in Zürich, an den »Academic Assistance Council« in London und an das »Emergency Committee on Aid of German Scholars« in New York, ohne sich allerdings große Hoffnungen zu machen. »Aber was hilft all diese Geschäftigkeit? Einmal ist die Aussicht auf einen Posten ganz gering, da ja der deutsche Run seit

reichlichen zwei Jahren im Gang und unbelebt ist. Sodann und vor allem: Welchen Posten könnte ich annehmen? Ewa, die in der letzten Zeit wieder viel leidend war – erneute Zahnbehandlung, Wurzelentzündung, allgemeiner Nervenstreik –, wäre ihrer Erklärung nach und auch faktisch in jeder Pension oder möblierter oder Stadtwohnung eine Gefängene: sie braucht Haus und Garten. Und sie würde das Haus hier um keinen Preis dauernd aufgeben.«²⁹

Klemperer klammerte sich an seine Studie zur Geschichte der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts, um nicht den Bedrängnissen ins Auge zu sehen, die ihn umgaben. »Es ist wie im Unterstand«, schrieb er am 21. Juli 1935. »Denkt man immerfort an den nächsten Einschlag, so wird man verrückt.«³⁰ Angesichts der Aussichtslosigkeit, im Ausland eine wohldotierte Stelle zu erlangen, und der Verzweiflung, um die Bedrohung in Deutschland zu wissen und dennoch sich nicht von dieser Lebenswelt wegreißen zu können, verfiel Klemperer einer Haltung, den drückenden Sorgen dadurch zu entkommen, daß er sich abwandte und sie ignorierte. »Welchen Zweck hat es in dieser Zeit, an nächstes Jahr zu denken?« notierte er am 31. Dezember 1935. »Vielleicht bin ich dann ermordet, vielleicht wieder im Amt, vielleicht ist die Ver sicherung wieder durch Inflation zerstört, wie schon einmal, vielleicht – ich will leichtsinnig sein, ich will es ganz bewußt sein.«³¹ Trotz knapper Pension von 490 RM im Monat meldete sich Klemperer zu einem Fahrkurs an und kaufte im März 1936 für 850 RM einen offenen Opel, 32 PS, Baujahr 1932. »Das Auto soll uns ein Stück Leben und die Welt wiedergeben.«³²

Ist dem Verfolgten Leichtsinnsinn erlaubt? Wie schwer fällt es über fünfzig Jahre nach Auschwitz, die Verfolgten nicht nur als Leidende zu sehen. Als habe sich der Blick der Täter, die ihre Opfer nur als Objekte, als »Stücke« und »Schädlinge«, nie jedoch als Menschen betrachteten, unheilvoll bis in die Gegenwart fortgesetzt, wird die Autoepisode, deren Komik ins Auge springt und zuweilen hell lachen macht, in der Rezeption der Tagebücher eher an den Rand gedrängt, wie eine peinliche Geschichte verschwiegen. Dabei kann uns gerade sie daran erinnern, daß die Opfer Menschen waren, mit Wünschen, Hoffnungen, Sehnsüchten – und »Eigen-Sinn (Alf Lütke). Victor Klemperers Unbeholfenheit im Umgang mit dem »Bock«, seine ergebene Geduld bei den steten Pannen dieses Fahrzeugs und zugleich sein Glücksgefühl, buchstäblich Raum zu gewinnen, eben jene einschneidende Enge zu durchbrechen, die ihm die Nationalsozialisten auferlegten, unterläuft das ver-

traute Bild vom Opfer als geschundener Kreatur. So wunderbarlich und schrullig uns Klemperers Autobegeisterung erscheinen mag, sie gibt dem Drangsaliierten seine Würde als Mensch wieder.

»Ich bin ganz hilflos dieser gewollten Bösartigkeit gegenüber«

Auf der Oberfläche trat das Regime in der ersten Hälfte des Jahres 1936 mit seiner antisemitischen Propaganda kürzer, um seine Reputation während der Olympiade im August nicht zu gefährden. Die Schilder in Berliner Geschäften und Cafés »Juden unerwünscht« verschwand für einige Wochen, Transparente »Deutsche, kauft nicht bei Juden« wurden für kurze Zeit abgehängt. Fern von der Olympiastadt Berlin in der deutschen Provinz jedoch gab es keinen Grund, zurückzustecken. Die Klemperers erlebten jenen niedrigen, kleinlich-widerwärtigen Antisemitismus der Nachbarschaft, der in den Geschichtsbüchern nicht erscheint, aber die alltägliche Lebenswelt der deutschen Juden vergiftete.

Obwohl es anderen Bewohnern von Dölzchen durchaus möglich war, erlaube der Bürgermeister den Klemperers nicht den Bau einer Garage mit Flachdach. Es dürfe nicht mehr »verschandelt« werden, verlangte ein Spizdach. Als Klemperer zu widersprechen wagte, drohte der Ortsgewaltige, er wisse wohl nicht, was gespielt werde: Er sei nur Gast und könne jederzeit in Schutzhaft genommen werden.³³ Klemperer fügte sich und bezahlte örtliche Maurer und Zimmerleute. Wenige Tage später die nächste Auseinandersetzung: Wie die meisten ihrer Nachbarn am Wahlsonntag, am 29. März 1936, bei dem sich Hitler die Besetzung des entmilitarisierten Rheinlandes nachträglich durch das Volk bestätigen ließ, hatte Eva Klemperer im Garten gearbeitet. Nun überbrachte der Gendarm die Drohung des Bürgermeisters, sie wegen »verbotener Arbeit am Nationalfeiertag« einsperren zu lassen. Auf den Einwand, daß doch alle an diesem Sonntag im Garten gewesen seien, antwortete der Polizist, gegen die anderen sei aber keine Anzeige erstattet worden, nur gegen sie. Im September zwang der Bürgermeister die Klemperers »wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses« – Stein des Anstoßes war das angeblich ungepflegte Aussehen des Gartens –, einen örtlichen Gärtner einzustellen. Im Sommer 1937 wiederholten sich die bösartigen Anordnungen wegen des Gartens. Erst drei Mark Strafe wegen »Unkrautgefahr«, dann kontrollierte der Gemeindegärt-

ner und entschied, daß der Garten von »Fachgärtnern durchgearbeitet« werden müsse. Kosten zwischen 400 und 500 RM, zu monatlichen Raten von 50 RM. »Ich bin ganz hilflos dieser gewollten Bösartigkeit gegenüber [...] Das bedeutet für uns viele Monate äußerster Enge, es bedeutet zugleich die Unmöglichkeit der Iduna das Geringste zu zahlen, damit die endgültige Aufgabe der Lebensversicherung, einen Verlust von Tausenden, und die verlorene Hypothekendeckung (die Wenglerthypothek läuft noch vier Jahre). Und es bedeutet keineswegs, daß ich nun vor weiterer Schikane Ruhe habe. Etwas findet sich immer, wenn man finden will. Und man will.«³⁴ Die Beweggründe dieser Lokal-Politik sind offenkundig: Warum sollten die »deutschen Volksgenossen« es sich nicht auf Kosten ihrer jüdischen Nachbarn gutgehen lassen und einen ansehnlichen Nebenverdienst heraus schlagen? Zwar bildete der Dölzschener Bürgermeister die treibende Kraft, profitiert aber haben etliche deutsche Mitbürger.

Wie die Provinz die milderen Töne der offiziellen antisemitischen Propaganda Lügen straft, so gingen hinter der Olympiatafssade die Kriegsvorbereitungen weiter. Im April 1936 wurde Göring die Koordination aller Rohstoff- und Devisenfragen übertragen, im September wurde er zum Beauftragten für den Vierjahresplan ernannt und damit zum Hauptverantwortlichen für alle Wirtschaftsfragen. Wie eng sich der rasanten Kurs der Kriegswirtschaft mit der Verschärfung der antisemitischen Politik verband, offenbarte Hitler selbst. In seiner »Denkschrift zum Vierjahresplan« vom August forderte er, daß Armee und Wirtschaft in vier Jahren kriegsfähig sein müßten, und verlangte ein Gesetz, mit dem »das gesamte Judentum« für alle Schäden haftbar zu machen sei, die »durch einzelne Exemplare dieses Verbrechertums der deutschen Wirtschaft und damit dem deutschen Volke zugefügt werden.«³⁵ In einem Deutschland, das sich auf den Krieg vorbereitete, galten die Juden als »natürliche« Gegner, die »unschädlich« gemacht werden müßten. Im Juni 1936 wurde Heinrich Himmler Chef der gesamten deutschen Polizei. Die Entscheidung für die SS war nicht nur, wie Broszat schrieb, »der weitaus folgenreichste Vorgang der Verselbständigung eines Teils der Reichsgewalt bei gleichzeitiger Verschmelzung von Partei- und Staatsaufgaben«.³⁶ Es war vor allem eine Entscheidung für die Organisation, die weit über die Verfolgung der politischen Opposition hinaus die rassenbiologisch definierten Feinde des deutschen Volkes ins Visier nahm, allen voran die Juden.

Davon findet sich in Klemperers Tagebüchern nichts. Der Krieg er-

schien ihm ebenso unabwendbar wie die Erwartung, daß die deutschen Juden in den ersten Kriegstagen einem mörderischen Pogrom zum Opfer fielen. Die wiederkehrende Erwähnung des unausweichlichen Todes nahm mitunter die Gestalt einer Beschwörung an, die, indem sie die Angst ausspricht, eben diese bannen soll. Für ihn setzten sich die alltäglichen Schikanen fort. Die Geldsorgen wurden drückender, die materiellen Belastungen ständig schwerer. Die Klemperers gaben ihrer Haushaltshilfe »Urlaub auf ein paar Monate«, kündigten das Telefon, und statt Zigarillos versuchte Klemperer vergeblich, Pfeife zu rauchen. Selbst Bücher wurden verkauft. Dennoch waren es letztlich die vom Finanzamt mit immer neuen Devisenbestimmungen zum größten Teil einbehaltene Überweisungen von Klemperers älterem Bruder Georg aus den USA, die wenigstens kurzzeitig aus der drängendsten Not herausrissen. »... ich habe eine Villa und ein Auto, ich habe 492 M Pension im Monat, und wir sind ärmer, gehemmer, proletarischer als in unserer jämmerlichsten Boheme- und Notzeit. Wir essen so schlecht und primitiv als möglich, um Geld und Zeit zu sparen – immer dies Abwaschen, Kochen, Reinigen – ich stehe den halben Tag in der Küche, Eva macht die allergrößten Arbeiten, es ist unsagbar abscheulich. Und kein Sparen am Pfennig hilft, der Bock, das Haus, der Zahnarzt, eine Steuer fressen im Augenblick das Vielfältige des Markbetrages, was man an Pfennigen wirklich quälerisch erübrigt hat.«³⁷

Die wirtschaftlichen Nöte teilte Victor Klemperer mit zahlreichen deutschen Juden, ohne sich mit ihnen gemein zu fühlen. Die stetigen Boykottaktionen von SA und nationalsozialistischer Mittelstandsgeneration gegen jüdische Geschäfte, die Krawalle vor den Läden, die oft in Zerstörung der Schaufenster gipfelten, finden in seinen Tagebüchern ebenso geringe Erwähnung wie die »Arisierung«, besser: die Bereicherung deutscher »Volksgegossen« auf Kosten ihrer jüdischen Konkurrenten. Allein bis Mitte 1935 waren 20% bis 25% aller jüdischen Betriebe bereits in »arische« Hände übergegangen.³⁸ Im Januar 1937 praktizierten von den ehemals rund 8 000 jüdischen Ärzten nur noch 3 300, von den 4 000 Rechtsanwältinnen noch annähernd 2 200. Obwohl längst wieder Vollbeschäftigung herrschte, waren zwischen 30 000 und 40 000 jüdische Arbeiter und Angestellte arbeitslos, ohne Aussicht auf einen Arbeitsplatz.³⁹ 1933 waren 36% der jüdischen Bevölkerung unter 30 Jahre und 10% über 65 Jahre alt gewesen. 1939 hatte sich das Verhältnis mit 19% zu 21% drastisch verändert. 1933 war knapp die Hälfte aller deutschen Juden beruflich tätig gewesen, 1939 nur noch

16%. Dagegen wurden über 70% aller Juden über 14 Jahre als »berufslose Selbständige« in den Listen der Volkszählung aufgeführt, das heißt, sie lebten von ihren Ersparnissen oder von kümmerlichen Renten und Pensionen.⁴⁰

Klemperer beobachtete noch aus der Distanz, obwohl er aus der nationalsozialistischen Perspektive längst zu den Betroffenen zählt. Im packte vor allem der »politische Ekel« vor den übrigen Deutschen, denen er sich zurechnete und die sich immer mehr von ihm entfernten: »Überall unterwegs die Tafel »Juden unerwünscht!« notierte er am 12. 9. 1937, »und jetzt, während des fünften Parteitages, die erneute Aufpeitschung des Judenhasses. Die Juden morden in Spanien, die Juden sind das Volk der Verbrecher, alle Verbrecher gehen auf *den Juden* zurück (der amtliche »Stürmer« und der Minister Goebbels). Und das Volk ist so dumm, daß es alles glaubt.«⁴¹

Anfang November 1937 offenbarte Hitler der engsten militärischen Führungsspitze, daß er zum Krieg entschlossen sei, wobei das erste Ziel die »blitzartige« Niederwerfung der Tschechoslowakei und Österreichs sein müsse. Zögerliche Politiker, die nicht die Gewähr boten, den scharfen Kriegskurs vorbehaltlos zu unterstützen, wie der Außenminister von Neurath und der Wirtschaftsminister Schacht, wurden ausgewechselt. Obwohl Hjalmar Schacht zweifellos kein Freund der Juden war,⁴² stellte seine Ablösung als Wirtschaftsminister eine Zäsur dar, nach der die wirtschaftliche Verfolgung der deutschen Juden an Schärfe zunahm. Klemperer, dem diese Zusammenhänge natürlich verborgen bleiben mußten, schrieb dennoch hellichtig zur Schachts Entlassung: »[...] Irgendwo im Text des Blattes versteckt, daß Schacht das Wirtschaftsministerium abgegeben hat, an einen nationalsozialistischen Journalisten abgegeben. Aber es wäre immerhin möglich, daß spätere Geschichtsschreiber diesen kleinen Punkt als Anfang vom Ende bezeichnen könnte. Nur: Wie viele Jahre trennen diesen Anfang vom endgültigen Schluß?«⁴³

»Wir müssen fort«

Es gibt eine signifikante Pause in den Tagebüchern Klemperers, die sonst so regelmäßig geführt wurden. Vom 9. Oktober bis zum 22. November 1938 schweigt das Tagebuch. Dann folgt eine lapidare Eintragung: »[...] und dann kam Unheil über Unheil, man kann wohl sagen: Unglück. Erst Krankheit, dann der Autounfall, dann, im Anschluß an

die Pariser Grünspan-Schießaffäre, die Verfolgung, seitdem das Ringen um Auswanderung.«⁴⁴ Und als fehlten ihm immer noch die Worte, berichtet er im nächsten Tagebucheintrag ausführlich von dem glimpflich ausgegangenen Autounfall, um dann endlich, am 27. November, über den Pogrom zu schreiben. Ist das Entsetzen des Schriftstellers Klemperer stärker als durch sein Schweigen auszudrücken?

Der »Anschluß« Österreichs gab die Pogromstimmung bereits zu erkennen. Bereits in der Nacht vor dem Einmarsch deutscher Truppen am 12. März 1938 hatten die Österreicher in Wien und andernorts ihren antisemitischen Ressentiments freien Lauf gelassen. Jüdische Geschäfte wurden geplündert, Juden willkürlich verhaftet, aus ihren Wohnungen getrieben und mißhandelt. Persönliche Bereicherungen waren an der Tagesordnung.⁴⁵

Auch in Deutschland wuchs die antisemitische Spannung. Im März wurde den jüdischen Organisationen der Status einer öffentlichen Körperschaft genommen und damit ihre bisherige Eigenständigkeit entscheidend eingeschränkt, im Mai erging Görings Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens, um es präziser rauben zu können. »Den Vormittag verbrachten wir mit der Ausfüllung der Formulare: Vermögensaufstellung der Juden. Es war nichts bei uns anzugeben. Das Haus mit 22 000 M, wovon 12 000 Hypothek, die Iduna mit 15 000 M, worauf 9 000 Schulden liegen (und deren weitere Zahlung zweifelhaft). Was will man mit dieser Aufstellung? Wir sind es so gewohnt, in diesem Zustand der Entrechtung und des stumpfen Wartens auf weitere Schanddaten zu leben, es regt uns schon kaum etwas auf.«⁴⁶

Antang Juli verbot das »Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung« den Juden zahlreiche Berufe, vor allem den Hausrathandel, mit dessen Hilfe sich noch manche über Wasser zu halten suchten. Die »Vierte Verordnung zum Reichsbürgergesetz« vom 25. Juli entzog allen noch praktizierenden jüdischen Ärzten die Approbation: in Ausnahmefällen konnten sie als »Krankenbehandler« jüdische Patienten versorgen. Entsprechend verbot im September die Fünfte Verordnung allen jüdischen Rechtsanwälten die Tätigkeit und ließ sie allenfalls als »Konsulenten« jüdische Klienten vertreten. Von den noch 1 753 praktizierenden jüdischen Rechtsanwälten erhielten nur 172 eine solche Ausnahmegenehmigung, von den 3 152 jüdischen Ärzten durften nur 709 weiterarbeiten.⁴⁷ Ebenfalls im Juli wurde den Juden auferlegt, bis Ende des Jahres eine Kennkarte zu beantragen, die sie unaufgefordert vorzulegen hatten. Im Juni ereigneten sich wieder gewalttätige Ausschreitungen gegen

jüdische Geschäfte vor allem in Berlin, aber auch Breslau und anderen Städten. Klemperer notierte am 10. August, in den Einzelheiten nicht ganz genau: »Seit Wochen wieder verschärfte Judenhetze und immer neue Gewalttaten. Vom 1. 10. ab ist allen jüdischen Ärzten die Approbation entzogen, sie dürfen auch nicht als »Heilkundige« tätig sein; sie können also verhungern. Vom selben Zeitpunkt an wird eine Ausweis-karte für Juden eingeführt. Damit wird man sicher in keinem Hotel aufgenommen. Also gefangen.«⁴⁸ Im August bestimmte die »Zweite Durchführungsvorordnung zum Gesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen«, daß alle Juden mit nicht eindeutigen hebräischen Namen die zusätzlichen Vornamen Sara oder Israel anzunehmen hatten. »Vor fünf Minuten habe ich das eben veröffentlichte Gesetz über die jüdischen Vornamen gelesen. Es wäre zum Lachen, wenn man nicht den Verstand darüber verlieren könnte. [...] Ich selber habe also den Standesämtern Landsberg und Berlin sowie der Gemeinde Dölzschchen zu melden, daß ich Victor-Israel heiße, und habe Geschäftsbriefe dertat zu unterzeichnen.«⁴⁹

Anfang Oktober mußten deutsche Juden ihre Reisepässe mit einem »J« stempeln lassen – eine Reaktion auf die Intervention der Schweizer Regierung, die Juden den Grenzübergang verweigern wollte. Am 28. Oktober deportierte die Gestapo Tausende von polnischen Juden, die in Deutschland lebten, an die polnische Grenze, da deren Regierung drohte, ihren im Ausland lebenden Staatsbürgern die Staatsangehörigkeit zu entziehen. Tagelang irrten diese Menschen im Niemandsland umher, da auch die polnische Regierung sich weigerte, sie aufzunehmen, bis sie dem deutschen Druck nachgab und die Drohung des Entzugs der Staatsbürgerschaft zurücknahm.⁵⁰

Auf der traditionellen Parteifeier am 9. November nutzte Goebbels das Attentat auf den Pariser Gesandtschaftsangehörigen vom Rath, um einen Pogrom zu entfachen, bei dem in der Nacht und den darauffolgenden Tagen Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Geschäfte zerstört und geplündert, Wohnungen verwüstet, Menschen mißhandelt, geschlagen und über 90 ermordet wurden – ein Ausbruch an Gewalt und Vandalismus, der selbst Konservative entsetzte, aber schon nicht mehr in Widerspruch trieb, sondern im Schweigen verharren ließ.⁵¹ Den deutschen Juden zeigte der Pogrom schlagartig, wie weit die Gewalt gegen sie bereits gediehen war, daß sogar Morde auf offener Straße geschehen konnten, ohne in der deutschen Bevölkerung nachhaltigen Widerstand hervorzurufen.

Am 11. November wurde das Haus in Dölzsch durchsucht, Klemperer verhaftet und nach Dresden ins Gericht verschleppt. Wenige Stunden später folgte zwar die Entlassung: »[...] frei – aber bis wann? Seitdem peinigt uns beide unablässig die Frage: Gehen oder bleiben? Zu früh gehen, zu lange bleiben? Ins Nichts gehen, im Verderben bleiben?«⁵² Klemperer schrieb Hilferufe nach Amerika an seinen Bruder: »Sehr schweren Herzens, aus ganz veränderter Situation, ganz an den Rand gedrängt, ohne Details: Kannst Du für meine Frau und mich Bürgerschaft leisten, kannst Du uns beiden für ein paar Monate drüben helfen?«⁵³

Danach ging es Schlag auf Schlag: Ausgehverbot für Juden am Sonntag, 3. Dezember, von 12 bis 20 Uhr; in der Bibliothek erfährt er, daß ihm nach dem Verbot aus dem Oktober 1936, den Lessesal zu benutzen, ihm nun die gesamte Bibliothek gesperrt war; im Zuge der sogenannten »Judenvermögensabgabe«, mit der die Nationalsozialisten von den deutschen Juden 1 Milliarde Reichsmark als »Sühneleistung« erpressten, wurden die Klemperers mit 1 600 Mark angesetzt; am 3. 12. erklärte Himmler die Führerscheine und Kraftfahrzeugpapiere von Juden für ungültig. »Die Entwicklung der letzten Tage hat uns wenigstens die innere Unsicherheit genommen«, notierte Klemperer am 3. Dezember, »es gibt nicht mehr zu wählen: Wir müssen fort.«⁵⁴

Die Morde und gewalttätigen Exzesse des 9. und 10. November 1938 zwangen Tausende von deutschen Juden zur Flucht. Zwischen 126 000 bis 129 000 Juden hatten das Deutschland von 1933 bis Ende 1937 verlassen, 1938 flüchteten 33 000–40 000, 1939 noch einmal 75 000 bis 80 000.⁵⁵ Auch die Klemperers bemühten sich in den Wochen nach dem Pogrom um Auswanderungsmöglichkeiten. Der Besuch beim amerikanischen Konsulat jedoch verläuft ergebnislos, ebenso trostlos ist die Auskunft im amerikanischen Reisebüro. Gibt es eine Chance über Havanna, über Sidney? Gerüchte über Kolonien tauchen auf, die für die Massenauswanderung zur Verfügung gestellt werden sollen: »Erst hieß es: Alaska, jetzt: Rhodesien.«⁵⁶ Klemperer besorgt sich Anträge, Begleitformulare, bemüht sich um Affidavits als Voraussetzung für ein Ausreisevisum, beginnt sogar ernsthaft, Englisch zu lernen. »Aber daß irgend etwas von alledem etwas helfen wird, ist mehr als zweifelhaft.«⁵⁷ Die Aussichten auf ein Ausreisevisum schwanden. Die Wartenummern für Victor und Eva Klemperer im US-Generalkonsulat in Berlin lauteten 56429 und 56430. Den Englischunterricht gab er wieder auf. Als sein Bruder im April 1939 schrieb, daß er hoffe, ihn Ende des Jah-

res in den USA wiederzusehen, notierte Klemperer: »Ich weiß nicht, ob ich mir das wünschen soll. Wie gesagt: Ich vergrabe mich in Curriculum und Romans.«⁵⁸

Der Novemberpogrom hatte die Situation Klemperers dramatisch verändert. Der Beobachter, der immer noch hoffte, der antisemitische Spuk werde irgendwann einmal an eine kulturelle Grenze stoßen, mußte plötzlich erkennen, daß die Entschlossenheit der Nationalsozialisten die Vorstellungskraft weit überstieg. Noch einmal faßte er Anfang Januar 1939 sein Credo zusammen: »Es gibt keine deutsche oder westeuropäische Judenfrage. Wer sie anerkennt, übernimmt oder bestätigt nur die falsche These der NSDAP und stellt sich in ihren Dienst. [...] Denn die Fremdheit zwischen Juden und ›Ariern‹, die Reibung zwischen ihnen war nicht halb so groß wie etwa zwischen Protestanten und Katholiken, oder zwischen Arbeitgebern und -nehmern, oder zwischen Ostpreußen etwa und Südbayern, oder Rheinländern und Berlinern. Die deutschen Juden waren ein Teil des deutschen Volkes, wie die französischen Juden ein Teil des französischen Volkes waren etc. [...] Lösung der Judenfrage kann nur in der Erlösung von denen gefunden werden, die sie erfunden haben.«⁵⁹ Aber die Vergangenheitsform der Passage deutet bereits die Hilflosigkeit an. Ob er wollte oder nicht, die Nationalsozialisten hatten Victor Klemperer zum Juden gemacht, und der Novemberpogrom zeigte unmißverständlich, daß sie ihre Lösung »Juden raus!« mit aller Gewalt verwirklichten. Victor Klemperer war Teil jener »Judenfrage«, die von nun an die SS »endgültig zu lösen« sich anschnitt.

»Wir sitzen immer enger gefangen«

Am 30. Januar 1939 drohte Hitler den Juden, falls es zum Krieg käme, werde das Ergebnis nicht die »Bolschewisierung der Erde«, sondern die »Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa« sein. Im März 1939 besetzte Deutschland unter Verletzung des Münchener Abkommens den restlichen Teil der Tschechischen Republik: ein halbes Jahr später überfiel es Polen.

Der kommende Krieg lag wie ein drohender Schatten auf dem Alltag. Gerüchte schwirren in den Läden, wer mit wem Bündnisse schließe, wann es losgehe. Am 14. August hörte Klemperer als Volkes Stimme, daß »er« im September angreife, Polen mit Rußland teile, während England und Frankreich ohnmächtig zusehen würden. Unter den Juden

herrschte die einhellige Erwartung, daß es in den ersten Kriegstagen erneut zu blutigen Pogromen komme. Die ersten Septembertage waren voller Angst, Hoffen, Warten, Verzweifeln. »Und doch zwingen wir uns, und es gelingt auch auf Stunden, unsern Alltag weiterzuleben: vorlesen, essen (so gut es geht), schreiben, Gärten. Aber im Hintergedanken: Ob sie mich diese Nacht holen? Werde ich erschossen, komme ich ins Konzentrationslager?«⁶⁰

Noch immer sträubte er sich, sich selbst amtlich als Jude definieren zu lassen. Auf den Brief der evangelischen Bekenntnisschriften, daß sie ihn offiziell bei der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland melden müßten, ihm es aber freistünde, weiter bei ihnen zu bleiben, antwortete er, daß er Protestant sei und bleibe. Der Jüdischen Gemeinde wollte er erst gar nicht schreiben.⁶¹ Und doch begann er, seine Widerstände abzubauen. Sein erster Gang zur Jüdischen Gemeinde Ende September 1939, um für seine Schwester eine Erkundigung einzuholen, war »kein erfreulicher Weg für mich: ›Ich bin Protestant, meine Schwester ist Jüdin.«⁶² Über seinen zweiten Besuch Ende November schrieb er bereits: »Ich bin dort so aufgeregt präkokkupiert, daß ich wie nach dem zweiten Schlaganfall stottere. Die Situation ist mir allzu peinlich und schrecklich. Es herrscht da übrigens ein lebhaftes Treiben, in allerlei Bürozimmern arbeiten ziemlich viele Leute, man merkt äußerlich keine Gedrücktheit. Dabei ist unter denen bestimmt nicht einer, der nicht schon geseessen hat, und über jeden schwebt stündlich die Neuverhaftung. Tapferes Volk.«⁶³

Klemperers Annäherung an die Jüdische Gemeinde beruhte sicher auch auf Zwang: nachdem die Nationalsozialisten die deutschen Juden in die wirtschaftliche und soziale Isolation getrieben hatten, waren die Gemeinden zur wichtigsten Instanz für alle Rechts- und Versorgungsfragen geworden. Allein die Gemeinden kannten die neuesten antisemitischen Bestimmungen, nur über die Gemeinden waren lebensnotwendige Dinge wie Kleidung oder Heizmittel zu organisieren, sie gaben die Lebensmittelkarten aus, sie bildeten das soziale Netz für die Ausgestoßenen. Um zu überleben, war Klemperer, der deutsche Protestant, auf die Jüdische Gemeinde angewiesen.

Mit dem Krieg erließ das NS-Regime etliche neue antisemitische Verordnungen: Juden wurde verboten, ab acht Uhr abends noch das Haus zu verlassen oder jüdische Verwandte zu Besuch bei sich aufzunehmen. Ein Fragebogen der Gestapo mußte ausgefüllt werden, der über den Stand der eigenen Auswanderungsbemühungen Auskunft

geben sollte. Am 20. 9. untersagte das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) Juden den Besitz von Rundfunkempfängern, tags zuvor erging in Dresden die Anordnung, sämtliches Bargeld abzuliefern und ein Sicherheitskonto mit beschränkter Verfügungsgewalt einzurichten. Verstärkt wurde mit Kriegsbeginn der Zwangsarbeitseinsatz für Juden, der schon 1938 angeordnet worden war und nun allgemein von den kommunalen Verwaltungen betrieben wurde. Klemperer selbst war davon zum ersten Mal im Februar 1942 betroffen, als er zum Schneeschippen eingeteilt wurde.

Mit der allgemein geltenden Lebensmittelrationierung begann eine stete Kürzung der Rationen für Juden, die 1942/43 in absoluten Hungerzuteilungen gipfelte. Im Dezember 1939 wurden die Sonderrationen zu Weihnachten gestrichen, Klemperer berichtete, wie bei der Jüdischen Gemeinde von den Lebensmittelkarten die Marken für Pfefferkuchen und Schokolade abgeschnitten wurden. Im Januar nahm der Dorfgendarm in Dölzsch den Fleisch- und Nahrungsmittelmarken ab, im Februar erhielten die deutschen »Volksgenossen« statt fehlender Kartoffeln 1 750 Gramm Brot, ihre jüdischen Nachbarn nur 1 000 Gramm.⁶⁴ Ab Frühjahr 1942 litt Klemperer aufgrund der geringen Zuteilungen schweren Hunger – obwohl die Versorgung der »arischen« Bevölkerung um ihn herum bis 1945 nahezu intakt blieb. Den Hunger lernten die meisten Deutschen erst nach dem Krieg kennen.

Eine andere politische Maßnahme traf die Klemperers besonders hart. Konsequenz in ihren Bemühungen, die Juden vollständig sozial zu isolieren, machten sich die Nationalsozialisten 1939 daran, die jüdische Bevölkerung zu konzentrieren, in den Städten die bestehenden Mietverhältnisse aufzulösen und »Judenhäuser« einzurichten. Im April 1939 war das »Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden« erlassen worden, das den Mieterschutz für Juden aufhob, also die »arischen« Vermieter ermunterte, ihren jüdischen Mietern zu kündigen und diese auf jüdische Vermieter zu verweisen. Die Kommunen konnten ihrerseits entsprechende Verordnungen herausgeben. Am 9. Dezember 1939 erließ die Klemperers die Hiobsbotschaft: Bis zum 1. April 1940 hatten sie ihr Haus zu räumen und in ein »Judenhaus« zu ziehen!

Wie schwer ist es, jemanden aus seinem Haus zu werfen? Die Tagebücher des ersten halves Jahres 1940 geben Aufschluß, wie viele Rechtsverhältnisse gelöst, Hypotheken ausgesetzt, Verträge, zumindest Abmachungen mit dem Nachmieter getroffen werden mußten, bevor selbst im Deutschland des Jahres 1940 ein Jude aus seinem Besitz vertrieben

werden konnte. Kein Zweifel bestand, daß die Nationalsozialisten jenen administrativen Widerstand, jede hinderliche Klausel des Bürgerlichen Gesetzbuches, das den Besitz garantierte und die Rechtsverhältnisse egalisierte, aus dem Weg räumen würden. An der Ausweisung der Klemperers sind die Komplikationen zu ahnen, der administrative Aufwand, zugleich die bürokratische Phantase, um alle rechtlichen Bindungen eines Mitglieds einer modernen, westeuropäischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts zu kappen.

Der rassistische Plan, eine halbe Million Menschen zu enteignen, zu enteignen und zu vertreiben, stieß auf soziale, ökonomische und administrative Hindernisse, die nicht vorausgesehen zu haben ein deutliches Zeichen für das vornehmlich ideologische Denken der Nationalsozialisten war. Immer wieder geriet deren antisemitische Politik in selbstgeschaffene Sackgassen und Fallen, die stets noch radikaler überwunden werden sollten. Die Vielzahl der Gesetze, Verordnungen, Erlasse legen die administrative Mühseligkeit und zugleich unerbitliche Beharrlichkeit der Nationalsozialisten offen, die um jeden Preis ihr Ziel, die »Entfernung« der deutschen Juden, zu erreichen trachteten. Während sich die Nationalsozialisten im »Altreich« immer wieder in den Fangstricken des Bürgerlichen Gesetzbuches verfangen, konnten sie in den besetzten Gebieten im Osten endlich so schalten und walten, wie sie wollten. Als die Klemperers ihr Haus räumen mußten, um in ein »Judenhaus« zu ziehen, waren bereits Tausende Polen und Juden in den besetzten polnischen Gebieten erschossen, buchstäblich über Nacht von ihren Höfen vertrieben, deportiert oder auf engstem Raum in Ghettos gesperrt worden. Nachrichten über die mörderische Verfolgung im Osten drangen zu Beginn des Krieges nur spärlich nach Deutschland: abgeschnitten von Radio und Zeitungen, angewiesen auf Gerichte und Gespräche notierte Victor Klemperer nur wenige Hinweise auf die Ermordungen im Osten. Es bleibt ein »deutsches« Tagebuch, in dem die Dimension des Genozids im Osten allenfalls erahnt, aber nicht erfaßt wird.

Den Juden in Deutschland wurde buchstäblich der Bewegungsraum eingeengt. Anfang Mai 1940 verbot das RSHA, daß Juden ihre Wohnungen im Sommer in der Zeit zwischen 21 und 5 Uhr morgens, im Winter von 20 bis 6 Uhr verlassen durften. Wenig später bestimmte die Dresdner Verwaltung besondere Einkaufszeiten für Juden, denen jetzt nur gestattet war, zwischen drei und vier Uhr nachmittags Besorgungen zu erledigen. Anfang Juli eine neue Verordnung, die es den Juden

verbot, den Großen Garten und andere Parks in Dresden zu betreten. »Wir machen kleine Spaziergänge nach dem Abendessen (gestern bis zur Südhöhe), nutzen die Minuten bis Punkt neun. Welche Unruhe für mich, wir könnten zu spät zu Haus sein! Katz behauptet, wir dürfen auch nicht auf dem Bahnhof essen. Niemand weiß genau, was erlaubt ist, überall fühlt man sich bedroht.«⁶⁵

Im Januar 1941 wurde eine zusätzliche Judensteuer erhoben, im Februar kam ein Schreiben der Gemeinde Dölzsch, daß das Auto verkauft werden müsse. Ein Schrotthändler übernahm den »Bock« für 170 Mark Almaterialwert. Anfang Juli ordnete die Stadt Dresden an, daß Juden nicht mehr die Elbdampfer benutzen dürfen, im selben Monat erreichte Klemperer die Bekanntmachung, daß Schreibmaschinen bei Juden beschlagnahmt würden, was Ende Oktober geschah. Der Erlaß des Reichssicherheitshauptamtes vom 13. November 1941 sah nicht nur die Erfassung und Ablieferung von Schreibmaschinen, sondern auch Fahrrädern, Photoapparaten und Ferngläsern vor. »Vorbereitung neuer Beschlagnahmen, die uns diesmal nicht treffen,« schrieb Klemperer am 18. November: »Außer Schreibmaschinen: Opengläser und Photoapparate. (Dagegen ist das völlige Verbot der Trambenutzung nicht erfolgt).«⁶⁶

Mit der Einführung des »Judensterns« am 1. September 1941 war auch die Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel für Juden drastisch eingeschränkt worden. Juden benötigten nun eine polizeiliche Erlaubnis, wenn sie ihren Wohnort verlassen wollten, Schlaf- und Speisewagen der Reichsbahn durften sie nicht mehr betreten, öffentliche Verkehrsmittel in ihren Wohnorten nur benutzen, wenn es noch Platz für sie gab, und nur Sitzplätze einnehmen, wenn deutsche »Volksossen« nicht mehr standen. Im Laufe des Jahres 1942 wurden diese Bestimmungen weiter verschärft, indem Juden nur noch für bestimmte Tageszeiten, später nur noch für größere Entfernungen innerhalb des Ortes überhaupt die Benutzung gestattet wurde. Wie sehr diese scheinbar bürokratische Ordnung inzwischen der Wilkür gewichen war, erlebte Klemperer Mitte Januar 1942, als ihn nachmittags in der Linie 16 ein Gestapobeamter festnahm. »Der latscht in der Verkehrszeit in der Elektrischen herum«, erklärte dieser Polizist einem anderen. »Ich will ihn flöhen.« Klemperer hatte Glück, er wurde wenig später wieder freigelassen mit den Sätzen: »Du läßt dich hier nicht mehr auf der Elektrischen sehen. Du kannst zu Fuß laufen. Und wenn wir dich noch mal hier treffen, fliegst du heraus. Du weißt schon, wohin.«⁶⁷

»Überall unter den Juden tiefste Depression«

Das »Wohin« des Gestapobeamten hatte Victor Klemperer bereits erfahren. Durch ein Versehen hatte das Ehepaar an einem Abend im Februar 1941 vergessen, vor ihrem Spaziergang ein Fenster zu verdunkeln. Der Streifenpolizist, nicht unfreundlich, bedauerte, Meldung machen zu müssen, da Nachbarn Anzeige erstattet hätten. Klemperer erwartete eine Geldstrafe, statt dessen erhielt er im März die Verfügung einer Haftstrafe von acht Tagen, die er Ende Juni antreten mußte. Ein langer Bericht gibt detaillierte Auskunft über diese Woche im Polizeifängnis Dresden, deren Qual, so Klemperer, in der »völligen Beschäftigungslosigkeit, in der entsetzlichen Leere und Unbeweglichkeit der 192 Stunden« bestand.⁶⁸ Erstmals vier Tagen gelang es ihm, einen Wärter zu überreden, ihm Papier und Bleistift zu geben. So niederdrückend die Haftverfahrung war, so konnte er doch das Gefängnis nach acht Tagen wieder verlassen, anders als der unglückliche Ernst Kreidl, Mitbewohner des Judenhauses, der Ende November »zur Befragung« zur Gestapo zitiert wurde und nicht mehr zu seiner Familie zurückkehrte. Am 22. Mai 1942 erhielt seine Frau die lapidare Nachricht eines SS-Obersturmbannführers, daß Ernst Kreidl am Morgen »verstorben« sei. Nicht nur, daß sich die Bewohner des Judenhauses seit der Einführung des »Judensterns« aus Scham kaum noch auf die Straße wagten, die Stadt Dresden verbot ihnen zusätzlich, das Haus zu verlassen. Von Weihnachten bis Neujahr 1941/42 galt für die Dresdner Juden ein generelles Ausgehverbot bis auf die Einkaufsstunde von drei bis vier Uhr nachmittags. Die öffentliche Stigmatisierung und die Isolation der deutschen Juden, ihr Ausschluß aus dem sozialen Leben im Herbst 1941 war so weit fortgeschritten, daß Christopher Browning schrieb, die Juden in Deutschland hätten bereits einen »sozialen Tod« erlitten hatten, bevor sie physisch getötet wurden.⁶⁹

Wenn der Gestapobeamte Mitte Januar 1942 Klemperer damit gedroht hatte, »herauszufliegen; du weißt schon, wohin«, dann könnte er ebenso etwas anderes als das Polizeifängnis im Sinn gehabt haben: nämlich die bereits begonnenen Deportationen in den Osten. Der Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 eröffnete in den Phantasmagorien der NS-Führer neue Räume im Osten, in die die Juden aus allen besetzten Gebieten, soweit sie nicht bereits wie in der Sowjetunion umgebracht wurden, deportiert werden konnten. Erst war noch geplant, die Deportation der deutschen Juden nicht vor dem Kriegsende

durchzuführen, aber die Gauleiter der Großstädte Berlin, Hamburg und Wien drängten, um freie Wohnungen für die ausgebombten »Volksge nossen« zu bekommen und ihre Städte »judenfrei« melden zu können. Im September 1941 fiel die Entscheidung: die deutschen Juden sollten noch vor dem Kriegsende in den Osten deportiert werden. Am 23. Oktober verbot das Reichssicherheitshauptamt jede Ausreise von Juden aus Deutschland, einen Tag später unterzeichnete der SS-General und Chef der Ordnungspolizei Karl Dalugege den Deportationsbefehl für rund 50 000 Juden aus dem Deutschen Reich, Österreich und Tschechien nach Riga, Kovno, Minsk und Lodz. In Riga traf der erste Transport mit 1 000 Menschen am 30. November ein, die zugleich mit 15 000 lettischen Juden aus dem Rigauer Ghetto in den nahe gelegenen Rumbuli-Wald geführt und dort mit Maschinengewehren erschossen wurden.

Über die Deportationspläne schwirren schon im Sommer 1940 Gerüchte im Haus in der Caspar-David-Friedrich-Straße. Käthe Voß, jüdische Ehefrau eines ehemaligen Versicherungsdirektors und Mitbewohnerin des »Judenhauses« klagte im Juni: »Wir kommen noch alle nach Lublin.« Keine vier Wochen später berichtete sie von dem angeblichen Rücktritt der englischen Regierung und endete: »Nun machen sie Frieden und wir werden nach Madagaskar verschickt.« Klemperer selbst hörte im August, daß in Polen ein Ghetto eingerichtet worden sei, in dem die Juden eine »Zionsbinde« tragen und Zwangsarbeit verrichten müßten.⁷⁰ Dann legten sich diese Gerüchte wieder, bis sie im Herbst des folgenden Jahres bittere Gewißheit wurden.

Am 25. Oktober 1941 erfuhren die Klemperers durch einen Brief von Lissy Meyerhof, einer langjährigen Freundin, über die Deportationen in Berlin: »Immer wieder erschütternde Nachrichten über Judenverschickungen nach Polen. Sie müssen fast buchstäblich nackt und bloß hinaus. Tausende aus Berlin nach Lodz (Litzmannstadt).«⁷¹ Zwei Tage später wieder Hoffnung: Mutter und Sohn Kreidl wollten gehört haben, daß es im Ghetto Lodz »saubere Baracken, gute Heizung und Verpflegung, anständige Behandlung in den Munitionsfabriken« gebe.⁷² Klemperer ließ sich sogar hinreißen, den Verzweifelten Mut zuzusprechen: »Die Verschickungen nach Polen nehmen ihren Fortgang«, schrieb er am 9. November 1941, »überall unter den Juden tiefste Depression. Ich traf am Lehrerseminar in der Teplitzer Straße Neumanns, die sonst tapfer optimistischen Leute waren ganz am Boden, erwoogen Selbstmord. [...] Ich rüttelte an ihnen mit so schönen Worten, daß ich selber davon ganz erbaut war. Fünf Minuten vor zwölf [...] unsere besondere

Tapferkeit [...] Minsk aufzubauen könne nicht uninteressant sein, etc.«⁷³ Gegenüber solch gespenstischem Selbstbetrug berichtete Lissy Meyerhof, die nun selbst deportiert werden sollte, von den entsetzlichen, entwürdigenden Umständen: »In der Verschickungssache chaotische Zustände: Transporte gehen ab, werden abgelesen, gehen doch, Designierte schleppen ihre Koffer zur Bahn, schleppen sie zurück, warten – in Hannover sitzt ein Altfräulein auf den Koffern. – Uniformierte kamen in Lissys Zimmer, durchsuchten, nahmen ihren Staubsauger und kleine Teppiche mit.«⁷⁴

Am 13. Januar 1942 erzählte Paul Kreidl das Gerücht, daß die evakuierten Juden bei Riga »reihenweis, wie sie den Zug verließen, erschossen worden« seien.⁷⁵ Sechs Tage später gehörte er selbst zu den Deportierten. »Gestern bis Mitternacht bei Kreidls unten. Eva half Gurte für Paul Kreidl nähen, an denen er seinen Koffer auf dem Rücken schleppt. Dann wurde ein Betsack gestopft, den man aufgibt (und nicht immer wiedersehen soll). Ihn kartete Paul Kreidl heute auf einem Handwägelchen zum vorgeschriebenen Spediteur. [...] Vor dem Weggehen des Deportierten versiegelt Gestapo seine ganze Hinterlassenschaft. Alles verfällt. Paul Kreidl brachte mir gestern abend ein Paar Schuhe, die mir genau passen und bei dem furchbaren Zustand der meingigen höchst willkommen sind. Auch ein bißchen Tabak, den Eva mit Brombeertee mischt und in Zigaretten stopft. Ich bin schon seit vielen Wochen bei purem Brombeertee. – Heute vormittag Art Kondolenzbesuch bei der Mutter.«⁷⁶

Paul Kreidl verließ Dresden am 21. Januar 1942 mit dem Transport nach Riga und wurde dort vermutlich im Frühjahr erschossen.

Heike Liebsch

»Ein Tier ist nicht rechtloser und gehetzter«

Die Verfolgung und Vernichtung
der jüdischen Bevölkerung Dresdens 1933 – 1937

Die Geschichte der jüdischen Bevölkerung Dresdens war wie in ganz Deutschland von Phasen der Verfolgung und Vertreibung aber auch von zeitweiser Akzeptanz und Förderung geprägt. Erste jüdische Besiedlung ist für das 11./12. Jahrhundert nachweisbar. Im sogenannten »Sachsenspiegel« aus dem 13. Jahrhundert wurde für Juden einschränkende Regeln für ihre Betätigungsmöglichkeiten und Wertung aufgestellt, die 1265 in der Judenordnung von Markgraf Heinrich dem Erlauchten eine Milderung erfuhren. Die schwere Pestperiode in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts forderte auch in Dresden zahlreiche Opfer unter den Juden, die »zur Fastnacht« als angebliche Pestverursacher »gebrannt« wurden.¹ Die jüdische Besiedlung der Stadt während des Mittelalters endete schließlich 1430 unter der Herrschaft des Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen, der ihre Vertreibung forderte und jegliche Ansiedlung in Sachsen und Thüringen untersagte.² Die damalige Synagoge war bereits 1416 an die Stadt gefallen, zu einem Lagerhaus umfunktionierte und wahrscheinlich um 1586 abgebrochen worden. Seit 1992 erinnert an ihren Standort wieder der Platzname »Judenhof«, der 1936 auf Verfügung des damaligen Oberbürgermeisters Zörner erlosch aberkannt worden war.³ Erst zu Beginn des 18. Jahrhundert gestattete der neue König von Polen, der sächsische Kurfürst August der Starke, die Ansiedlung einiger jüdischer Familien in seiner Residenzstadt, insbesondere der des Halberstädter Bankjuden Berend Lehmann. Dieser »polnische Resident« Lehmann legte den Grundstein zum Aufbau einer neuzeitlichen Gemeinde. 1751 konnte ein eigener Friedhof eingerichtet werden. Doch es dauerte noch bis 1837, daß eine offizielle Israelitische Religionsgemeinschaft per Gesetz zugelassen wurde. 1840 weihte sie die nach Plänen des berühmten Architekten Gottfried Semper errichtete Synagoge ein, in der nunmehr die Gottesdienste gefeiert wurden. Die Blütezeit der Dresdner Gemeinde begann Anfang des 20. Jahrhunderts. Juden konnten ihr Wirken stärker in wirtschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bereichen ein-